



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hofmann, I.: Zur Präsidentschaftswahl

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Präsidentschaftswahl



ie Präsidentschaft William Mac Kinleys nähert sich ihrem Ende: am 6. November wird das amerikanische Volk einen neuen Präsidenten wählen. Dieselben Kandidaten wie bei der letzten werden sich auch bei dieser Wahl gegenüberstehn, indem der seitherige Präsident von seiner, der republikanischen, Partei als Kandidat aufgestellt worden ist, und die Demokraten dem Manne wiederum ihre Stimme gegeben haben, der vor vier Jahren in Chicago, vorher beinahe unbekannt, durch seine hinreißende Beredsamkeit die Versammlung gefangen genommen hatte, William S. Bryan.

Bei der vorigen Wahl schon war eine Spaltung der demokratischen Partei eingetreten. Weil sich ihr Wahlausruf zur Silberwährung bekannte, schlug sich die Hochfinanz, ja man darf sagen der ganze Großkaufmannstand, soweit er demokratisch war, auf die Seite des republikanischen Kandidaten, von dem man zwar wußte, daß er früher auch, wie so viele innerhalb seiner Partei, Anhänger der Silberwährung gewesen war, der sich aber vor der Wahl in bestimmten Worten für die Erhaltung der Goldwährung erklärt hatte.

Die Amtszeit Mac Kinleys ist für allezeit mit dem „Humanitätskriege“ gegen Spanien zur Befreiung der westindischen Inseln von spanischer Herrschaft verknüpft. Über die Gründe, die zu diesem Kriege führten, zu reden, ist hier nicht der Ort. Veranlaßt wurde er durch die Zerstörung der Maine im Hafen von Havana. Die furchtbare That, weit entfernt von Spanien angestiftet zu sein, konnte nur einen willkommenen Kriegsvorwand für die Vereinigten Staaten bieten, und so neigt man sich auch heute der Ansicht zu, daß die Insurgenten irgendwie mit der Explosion im Zusammenhang standen, oder daß diese nur die That eines einzelnen fanatischen Spaniers gewesen sein könne. Jedenfalls schrieb das amerikanische Volk damals die Verantwortung für sie Spanien zu und begann den Krieg, der auf zwei, Tausende von Meilen voneinander entfernten Schauplätzen geführt wurde, den westindischen Inseln und den Philippinen. Das Volk war zuerst für den Krieg wenig begeistert, auch wohl um seinen Ausgang nicht ganz unbesorgt. Aber als die Losung: „Meines Landes Sache, ob recht oder unrecht, ist auch die meine,“ allgemein wurde, war auch Amerika für den Machtgedanken gewonnen, und waren sittliche und geschichtliche Erwägungen unterdrückt. Der Krieg war begonnen, er mußte nach der Meinung aller Patrioten zu Ende geführt werden, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht. Damit war eine neue Bahn betreten. Der ur-

springliche Anlaß verschwand im Bewußtsein der Nation, der es bis jetzt im Unabhängigkeits- sowohl wie im Bürgerkriege vergönnt oder gelungen war, für politische oder soziale Notwendigkeiten oder Wünsche einen idealen Standpunkt zu finden. Diesen ließ man diesmal fallen. Die Rechtsfrage wird auch in der amerikanischen Politik nicht mehr gestellt. Zugleich aber fiel auch noch etwas andres. War im Aufstande der dreizehn Kolonien laut der Unabhängigkeitserklärung von 1776 der Grundsatz maßgebend gewesen, daß bei der Freiheit und Gleichheit aller Menschen ein Souverän ein Unding sei, so endigte der Humanitätskrieg mit der Erwerbung zweier Kolonien, Portoricos und der Philippineninseln, so wurde der Staat, der sich seither als die Verkörperung der Ideen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts von der alten Welt mit ihren Herrschern und Beherrschten zu unterscheiden liebte, nun selber Souverän und schickte sich an, das Maß der Rechte seiner Unterthanen, ohne diese zu befragen, selbstherrlich zu bestimmen.

Die Mobilmachung war eine Farce gewesen, die Verpflegung der Soldaten, zumal in der Lieferung von Büchsenfleisch, vielfach un menschlich. Es war dafür gesorgt, daß dem Humanitätskriege die Ironie nicht fehle. Dabei sprachen die Zahl der Fieberkranken und die Sterblichkeit in den Kriegslagern auch auf dem Festlande allen Fortschritten moderner Hygiene Hohn.

Zwei glänzende Waffenthaten hatten das Schicksal des Kriegs entschieden: Dewey bohrte die spanische Flotte in der Bucht von Manila in den Grund, und Schley — aus einer alten Marylander Familie pfälzischer Abkunft — vernichtete in Abwesenheit des Oberbefehlshabers Sampson die Flotte Cerveras am Ausgange der Bucht von Santiago de Cuba. Spanien verlor im Pariser Frieden seine letzten Kolonien. Die Philippinen wurden gekauft, Portorico für eine amerikanische Kolonie erklärt, auf Kuba wurde amerikanische Verwaltung eingesetzt. Aber während sich die Portorikaner augenscheinlich dem neuen Rechtszustande fügten, und die kubanischen Aufständischen schließlich ihren offenen Widerstand aufgaben, entstand den Vereinigten Staaten in ihrem ehemaligen Bundesgenossen Aguinaldo ein anfangs unterschätzter furchtbarer Gegner, der bis zur Stunde den Kriegszustand zu unterhalten gewußt hat, ja der augenblicklich auf die chinesische Politik Amerikas bestimmend einwirkt, da die Zurückziehung der amerikanischen Truppen nicht bloß den Antimperialisten zuliebe geschieht, sondern einfach, weil man einen starken Feind, dessen Mut durch die Bewegungen des demokratischen Kandidaten neu belebt ist, nicht im Rücken lassen durfte. Die Lage, die durch den Befehl an Dewey, das ostasiatische Geschwader zu vernichten, und durch dessen Ausführung geschaffen war, brachte der Regierung Mac Kinleys die größten Schwierigkeiten, und noch läßt sich nicht bestimmen, um wievielmals die Opfer an Blut und Geld die für die Inseln bezahlte Kaufsumme übertreffen werden. Eine Art Ratlosigkeit hat sich der Nation bemächtigt. Auf der andern Seite hat in diesem stolzen Volke der Grundsatz Wurzel gefaßt: Wo die Flagge einmal weht, da soll sie nicht heruntergeholt werden, und von diesem Grundsatz aus wird es die Politik

der Expansion Mac Kinleys, gegen die es sonst eingenommen sein, oder die es in ihrer Tragweite nicht verstehn mag, doch unterstützen gegen Bryan, den antiimperialistischen Kandidaten, der bis jetzt noch die Antwort auf die Frage: Was soll denn mit den Philippinen geschehn? schuldig geblieben ist. Greifbarer lautet diese Frage für den Amerikaner: Sollen wir sie Deutschland überlassen? Man hat auch schon versucht, den führenden Geist der Antiimperialistenliga, Herrn Karl Schurz, in den Blättern durch die Anschulldigung, er besorge Deutschlands Geschäfte, tot zu machen.

Allerlei häßliche Skandale zogen sich durch diese Entwicklung der Dinge hindurch. Die Verderbnis zeigte sich in den höchsten Kreisen und trat nicht nur in den Verhandlungen zu Tage, die sich an die Manöver des Admirals Schley in der Santiagobai anknüpften, sondern in allen Fragen, die auftauchten. Unberührt blieb die Marine selber. Auf sie schaute die Nation mit erneutem Stolze und feierte in einem Feste, wie sie noch nie gesehen hatte, zu Newyork den Mann, der sie darstellte, Admiral Dewey. Diesem stand der Weg zu den höchsten Ehren offen. Man hatte ihm schon die Präsidentschaft angeboten, die er aber mit dem Bemerkn, als Seemann verstehe er von der Sache nichts, ausgeschlagen haben soll. Nun aber, nachdem sein Ansehen schon durch die Überschreibung des ihm von der Nation geschenkten Hauses an seine kürzlich geehelichte Frau gelitten hatte, trat er plötzlich als Bewerber um das höchste Amt der Nation auf, indem er seine Dienste der Partei anbot, die sie wünschte; ein Hahn, der zu früh gekräht hatte. Die Antwort war Lachen der Gemeinen, Unwillen der Edeln. Das *cherchez la femme* mußte auch hier den gefallnen Adam retten. Aber von seinem Falle stand er nicht mehr auf. Den letzten Stoß gab ihm in diesen Tagen ein ebenfalls von der Höhe des Ruhms Gestürzter, Leutnant Hobson, der gesagt haben soll, die Spanier hätten ihre Schiffe vor Manila selber zum Sinken gebracht, da keine Schiffe unter die Wasserlinie gegangen seien.

Die Bedeutung aber der imperialistischen Politik Mac Kinleys und die Veränderung, die die Expansion geschaffen hatte, zeigten sich in auffälligster Weise während des Transvaalkriegs. Amerika mußte ihn geschehn lassen. Was wir auf der Schulbank staunend vernommen hatten, daß nämlich eine freie Republik die berufne Retterin aller Unterdrückten, sicher aber der gleichgearteten Staatswesen sei, erwies sich als ein Irrtum. Die Philippinen unterjochten und Transvaal befreien, das ging nicht an. Dazu hatte sich England in feiner Weise als Bundesgenosse im letzten Kriege aufgespielt und hatte in der Rede vom Angelsachsenentum auch etwas für das Gemüt gegeben. Kurz, Amerika that nichts. Mac Kinley, sagte Bryan leztthin, kondolirt beim Königsmord und läßt zwei Republiken zu Grunde gehn. Daß freilich die Weltlage ein Eingreifen in Südafrika schwer oder unmöglich machte, wird im Parteitreiben nicht anerkannt. So etwas wie maritime Schwäche giebt's für die Parteiwähler nicht. Der Gedanke, daß es unmöglich sein könnte, mit den Anschauungen, auf die die Väter der Republik diese gegründet haben, in der

Neuzeit durchzukommen, ist ihnen unzugänglich, geschweige denn, daß sie die Daseinsberechtigung der republikanischen Staatsform je in Frage ziehen könnten. Das Unlogische der Gesamtlage wird der gerade herrschenden Partei als Sünde angerechnet; die Notlage, die die Geschichte geschaffen hat, als Prinzipienverirrung der Regierenden gebrandmarkt. Natürlich ist die Masse ebensowenig fähig, der allzuschnellen Entwicklung der Dinge und der Gedanken zu folgen; sie ist als solche gegen die Expansion und hört gern auf die Rede der Besten des Volks, die im Namen der Väter der Revolution die Republik gegen das Imperium verteidigen wollen. Das Schreckgespenst des Militarismus gar hat die Deutschen, die ihre politische Logik dem Jahre achtundvierzig verdanken, auf die Seite der Opposition getrieben. Sie meinen's gut, aber die Zeichen der Zeit verstehen sie nicht. Sie reden viel vom Fortschritt, aber sie sehen nicht, wo er sich vollzieht. Deutlich tritt das zu Tage in ihrer grundsätzlichen Beurteilung der Trusts, Monopole, Ringe, deren Bekämpfung die demokratische Partei zu ihrem zweiten Hauptpunkte gemacht hat. Sie verdammt den Imperialismus, den das Großkapital heraufbeschworen haben, sie verdammt die Konzentration der Produktion, die es geschaffen haben soll. Freilich was denn geschehn soll, erfährt man auch hier nicht. Wie man die Entwicklung der Dinge aufhalten will, wird nicht gesagt. Und der Deutsche hat jetzt wieder Gelegenheit zu seinem Rufe: Es muß anders wern! Daß die Strömung gegen eine Regierung, die mit dem Großkapital in Verbindung steht, die breite Masse des Volks ergreifen mußte, versteht sich von selbst. Auch Republikaner sind Menschen. Und so wäre der Mann, der einer solchen Regierung entgegentritt, in der That der Mann des Volks, und der Wahlkampf wäre ein Kampf der Masse gegen das Kapital. Würde Bryan erwählt, so wäre der Beweis geliefert, wenigstens für diesesmal geliefert, daß das Volk den Staat regiere.

Aber so einfach liegen die Dinge auf dieser Erde nicht, und diesem Siege steht eins entgegen: der demokratische Kandidat hat die Silberfrage wieder in den Wahlkampf geworfen. Er stellt die frühere Forderung, die ihm bei der letzten Wahl die Niederlage bereitet hat: Freie Prägung des Silbers, Einführung der Silberbasis. Er hat die Annahme dieser Forderung durch die Macht seiner Person durchgesetzt. Darin liegt für den Zuschauer etwas Heroisches. Jedoch ist es auch hier menschlich zugegangen. Die Besitzer der Silberwerke des Westens haben Bryan gezwungen, entgegen der Stimmung der Partei, entgegen aller Aussicht auf Erfolg, den Silberparagrafen aufzunehmen. Der Mann des Volks steht im Dienste des Kapitals, wenn auch gewiß nicht des der Newyorker Börse. Aber auch ohne daß dieser Zusammenhang bestünde, muß die demokratische Partei die Stimmen aller derer wiederum entbehren, die den Kredit und die wirtschaftlich-geschäftliche Gesundheit des Landes an die Goldwährung gebunden sehen. Sie werden entweder für Mac Kinley, der ihnen als das kleinere von zwei Übeln erscheinen muß, stimmen, oder sich der Wahl enthalten.

Doch wird der deutsche Leser fragen: Hat denn in einer Republik ein einzelner soviel Gewalt, daß er gegen den gesetzgebenden Körper seine Maßnahmen durchzusetzen vermöchte, daß in diesem Falle Bryan die Währung des Landes bestimmen könnte? In dieser Frage stellt sich die neue Sachlage dar, die neue Stufe der Entwicklung, in die die Republik eingetreten ist. Das Imperium hat schon seinen Imperator gefunden. Wie er heißen wird, ist gleichgültig. Die letzte Umgestaltung, die das Zeitalter der Industrie hervorbringt, wird die Umgestaltung der Staatsform sein. Die Republik ist nicht konkurrenzfähig. Die Wähler geben Stimmen ab, aber sie wählen nicht mehr. Andre Mächte als der Stimmzettel regieren auch hier die Welt.

Am 6. November werden sich mithin zwei Anschauungen, ja zwei Zeitalter gegenüberstehn. Die Republik von 1800 wird gegen das Imperium von 1900 kämpfen.

Baltimore

J. Hofmann



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kalewipoeg noch einmal. Nr. 39 brachte eine Notiz über eine neue Übersetzung des esthnischen Volksepos Kalewipoeg. Als Poesie betrachtet ist es nicht gerade sehr eigentümlich, und als Litteraturdenkmal jedenfalls auch nur von beschränktem Interesse. Weil es aber für den Kreis, auf den die Ausgabe zunächst berechnet war, von Wert ist, so besprach ich es freundlich und so, daß wohl der Eindruck getroffen sein wird, den ein Durchschnittsleser bekommt, wenn er sich durch die zwanzig Gesänge durchgelesen hat. Zur Andeutung des politischen und sozialen Hintergrunds der Dichtung für unsre Leser hatte ich einige Sätze über Esthen, Russen und Balten vorausgeschickt in der Kürze, die mir der Bedeutung des Gegenstands angemessen schien. Sie haben inzwischen einen baltischen Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ zu einem durch zwei Nummern gehenden Aufsatz angeregt mit der Überschrift: Die Grenzboten und die Balten.

Nachdem den Grenzboten im allgemeinen ein Zeugnis ihres Wohlverhaltens ausgestellt worden ist, wird Klage geführt, daß sie neuerdings allerlei Mitarbeitern erlaubt hätten, auf die Balten zu „schießen“ in lettischer, esthnischer oder plumpdemokratischer Art. Eigentlich sei zwar für diese kenntnislosen und kurzsichtigen Leute eine Kritik seitens der Kreuzzeitung eine zu hohe Ehre, aber ein Herr A. P. (so zeichne ich meistens meine Grenzbotenbeiträge) müsse doch etwas näher untersucht werden. „Er schließt sich mit den Reichsdeutschen als Wir zusammen. Er wird also wohl in Deutschland leben. Daraus folgt noch nicht, daß er Deutscher von Herkunft und Geblüt ist. . . Der Ton, den er anschlägt, ist merkwürdig undeutsch, verrät aber doch indirekt deutsche Abkunft.“ — Jedenfalls also ein vielsagender Ton, und ein mysteriöser Mann, dieser A. P. Anstatt sich aber mit ihm näher einzulassen, trägt der Verfasser seinen Lesern ausführlich die Geschichte seines Landes vor in der korrekt baltischen Auffassung, die man öfters gehört hat, und die dadurch, daß sie möglichst oft wiederholt wird, wohl nicht gerade an Überzeugungskraft gewinnt. Er lehnt jede Verschuldung seiner Landsleute gegen die Esthen ab, obwohl